

Die Vermessung der Zukunft

Jutta Allmendinger und Jan Wetzel

Wir kennen sie alle: kurz-, mittel- und langfristige Prognosen zur Konjunktur, zur Beschäftigung, zur Lebenserwartung, zum Klima. Das Kalkül ist immer das gleiche: Man geht vom Hier und Heute aus, blickt auf die Veränderungsdynamiken der vergangenen Jahre und wägt ab, welche „Störungen“ eintreten könnten, aufgrund derer die Zukunftserwartung nach oben oder unten angepasst werden muss. Im Fach bezeichnet man dieses Vorgehen als „naive Prognostik“.

In der Vermächtnisstudie, durchgeführt vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, dem infas Institut für angewandte Sozialwissenschaft und der Wochenzeitung DIE ZEIT, haben wir unsere Befragten um eine Prognose über das Leben von morgen gebeten. In einem Dreischritt wollten wir von den Menschen wissen, was ihnen heute wichtig ist, was kommenden Generationen wichtig sein sollte und was den Menschen in der Zukunft wichtig sein wird. Für die allermeisten Bereiche ihres Lebens haben die Befragten ein Antwortmuster gewählt, nach welchem die Zukunft nicht an ihr eigenes Verhalten heute und schon gar nicht an ihre Wünsche für die Welt von morgen heranreicht. Der Dreischritt ergab die Form eines Spitzdachs mit einem niedrigen Wert für das Heute („das ist mir wichtig“), einem höheren Wert für das Vermächtnis („das sollte wichtig sein“) und einem deutlich niedrigeren Wert für die erwartete Zukunft („das wird wichtig sein“). Auch wenn wir selbst diesen Verlauf eher zurückhaltend interpretiert haben, wurde er in der öffentlichen

Diskussion meist als klarer Beweis für die Zukunftsangst der Menschen in Deutschland herangezogen oder zumindest als Beleg dafür, dass alles anders und meist schlechter als heute werden würde.

Die Vermächtnisstudie ist als Paneluntersuchung angelegt: Nach der ersten Erhebung 2015 haben wir eine weitere im Sommer 2018 durchgeführt, an der über 2.000 Personen teilgenommen hatten. Neu war darin die Frage, wie die Befragten die Einstellungen der Menschen in Deutschland *heute* einschätzen. Aus dem Dreischritt wurde damit ein Vierschritt. Wir erfahren also nicht nur, was den Befragten heute wichtig ist und ihrer Meinung nach in der Zukunft wichtig sein sollte. Wir können nun auch die Ansichten der Befragten über ihre Mitmenschen heute mit der Prognose über die Einstellungen ihrer Mitmenschen morgen vergleichen.

Das Ergebnis ist eindeutig. In den allermeisten Lebensbereichen entspricht die Gegenwartsdiagnose der Zukunftsprognose. Was unsere Befragten über andere Menschen heute denken, erwarten sie von ihnen auch in der Zukunft. Sie betreiben eine Form naiver Prognostik. Gezeichnet wird das Bild einer sehr stabilen Gesellschaft. Keine Spur von Zukunftsangst, von einem Alles-wird-schlechter, von Panik.

In drei Bereichen unterscheiden sich Diagnose und Prognose. Sie betreffen Einstellungen zum sozialen Aufstieg, zu familiären Verpflichtungen und zum Verhältnis Mensch-Technik. Konkret nehmen die Befragten an, dass den Menschen in Deutschland zukünftig der soziale Aufstieg deutlich weniger wichtig als heute sein wird. Die Norm des „schneller, höher

„Unsere Daten zeigen: Keine Spur von Zukunfts- angst, von einem Alles-wird-schlechter, von Panik.“

und weiter“ lockert sich zugunsten von Zeit und anderen nicht materiellen Gütern. Und auch eine zweite Norm gerät weiter unter Druck: die Abhängigkeit von der Familie. Die Menschen in Deutschland, so unsere Befragten, werden sich zukünftig weit weniger als heute nach den Lebensentwürfen ihrer Eltern richten und auch seltener persönliche Opfer zugunsten ihrer Kinder bringen. Dieser doppelten Emanzipation von Statusorientierung und familiären Verpflichtungen steht eine erhöhte Abhängigkeit von Technik gegenüber. Die Menschen werden sich in Zukunft, so meinen unsere Befragten, der Technik mehr ausliefern als heute – auch bei ganz persönlichen Entscheidungen wie (ungewollten) lebensverlängernden Maßnahmen.

So wichtig diese angenommenen gesellschaftlichen Entwicklungen sind, so wenig ändern sie an dem großen Bild erwarteter gesellschaftlicher Stabilität. Denn eines können diese Ergebnisse nicht belegen: eine Gesellschaft der Angst.

Wenn dem so ist, wie erklären sich dann die vielen bedrückenden Diagnosen über die heutige Gesellschaft, über den Rückgang des sozialen Zusammenhalts, zunehmende gesellschaftliche Spaltung, über die Wucht der Abgehängten? Mit der in die Befragung 2018 neu aufgenommenen Frage, wie man die anderen Menschen in Deutschland heute einschätzt,

sind hier erste Antworten möglich. Wir vergleichen die Selbstwahrnehmung der Menschen mit ihren Ansichten über andere Menschen in Deutschland, also ihre Fremdwahrnehmung. Wir finden, dass Selbst- und Fremdwahrnehmung in einigen Lebensbereichen wenig, in anderen dagegen massiv auseinanderfallen, und zwar unabhängig von Alter, Migrationserfahrung, Geschlecht, Bildung, Einkommen und Vermögen.

Selbst- und Fremdwahrnehmung entsprechen sich bei der Wichtigkeit von Erwerbstätigkeit – sie ist den einzelnen Befragten höchst wichtig, und eben diese Bedeutung beobachtet man auch bei den Mitmenschen in Deutschland. Ebenso verhält es sich bei dem Wunsch, die neueste Technik zu verstehen, für Kinder Opfer zu bringen, gut auszusehen, und der Ablehnung, für bessere medizinische Versorgung mehr zu zahlen. In all diesen Bereichen ist sich die Gesellschaft einig.

Völlig auseinander fallen Selbst- und Fremdwahrnehmung dagegen bei der Wichtigkeit von eigener Zeit, dem Wunsch nach eigenen Kindern, nach einem Wir-Gefühl und einer Beschäftigung, die man auch richtig gerne ausübt. Während man freie Zeit für sich

„Selbst- und Fremdwahrnehmung der Menschen fallen auseinander – gerade bei Themen, die für den sozialen Zusammenhalt wichtig sind.“

selbst als hohes Gut ansieht, eigene Kinder ebenso, das Wir-Gefühl höchst wichtig ist und die Erwerbsarbeit genau den eigenen Erwartungen entsprechen sollte, zeichnet man die anderen Mitglieder der Bevölkerung als ständig gehetzt, als kinderfeindlich, ohne Sinn für ein Wir und jedwede Erwerbsarbeit akzeptierend. Es sind Bereiche, die für den sozialen Zusammenhalt einer Gesellschaft einen besonderen Stellenwert haben: Zeit, Kinder, Geborgenheit, Zufriedenheit.

Nun könnte man dieses irritierende Ergebnis einfach abtun und damit erklären, dass sich die Menschen positiv von der Masse abheben, auf die anderen herabblicken möchten. Man könnte auch schlicht von Intervieweffekten sprechen, von sozial erwünschten Antworten. Doch so einfach ist es nicht. Warum sollten sich die Distinktion oder die soziale Gefälligkeit

der Menschen nur in einigen Lebensbereichen zeigen, in anderen vergleichbaren dagegen nicht? Man würde dann wohl erwarten, dass die Befragten andere Menschen als Faulpelze und Sozialschmarotzer bezeichnen, nicht aber als Mitmenschen, denen Erwerbsarbeit überaus wichtig ist. Nein, die Ergebnisse gehen tiefer, zeigen real empfundene Distanzen, Spuren der Entfremdung. Dies genauer zu untersuchen, ist nicht nur Anliegen der Vermächtnisstudie. Es sind Fragen, die das WZB insgesamt umtreibt.

Jutta Allmendinger ist Präsidentin des WZB und Professorin für Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Jan Wetzel ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Forschungsgruppe der Präsidentin.



Wissenschaft hörbar

Mitte der 1990er-Jahre war der Performance-Künstler und Musiker Frieder Butzmann (Selbstbezeichnung: „Crachmacheur“) zu Gast im WZB. Mit verschiedenen Arbeitsgruppen erfasste er Raumeindrücke und Arbeitsgeräusche und versuchte, sozialwissenschaftliche Grundbegriffe akustisch zu veranschaulichen. Seine Absicht sei es, erklärte er im Begleittext zur Projekt-CD, „die Befruchtung der Künste durch wissenschaftliche Begriffsgebilde, die vornehmlich durch das Sammeln von Daten gefunden werden, einmal umzudrehen und wissenschaftliches Arbeiten um Techniken des Alltags eines Musikers, Geräuschesammlers oder Künstlers zu erweitern“.

Wissenschaftszentrum Berlin: Wir forschen weiter, CD, Berlin: WZB, 1995 (Foto: Thu-Ha Nguyen).